

Büchergilde Welt  Empfänger  
Band 5



**Der 50-jährige Assistenzprofessor Q fühlt sich gefangen in der mechanischen Routine seines Ehe- und Berufslebens. Sein Liebesglück findet er vor allem mit Puppen, die er auf Antiquitätenmärkten entdeckt und heimlich sammelt. Als Kind ist er, wie so viele, vom Festland nach Nevers geflüchtet, eine Vergangenheit, die immer wieder merkwürdige Erinnerungsfetzen auslöst. Als sein mysteriöser Freund Owlisch ihm ein Liebesnest auf einer verlassenen Insel verschafft, kann der Professor, vor den Augen der Welt verborgen, seine Liebe zu Elice, einer Spieldosenballerina, endlich ausleben. Während Elice zunehmend ein Eigenleben entwickelt, verändert sich der Blick des Professors auf seine Heimatstadt: Er entdeckt Geheimtüren und Treppen, die ihn in ein karnevaleskes, traumähnliches Reich führen, von dessen Existenz er nichts ahnte. Doch mit einem Mal holt die Realität das seltsame Paar ein. Denn in Nevers brodelt es, die Studierenden boykottieren den Unterricht und demonstrieren auf den Straßen. Und die Geduld des Regimes ist erschöpft.**

**Die Reihe *Büchergilde Weltempfänger* steht für literarische Reisen, überraschende Einblicke und anregende Themen: für herausragende Literatur von bekannten oder noch zu entdeckenden Autorinnen und Autoren aus Afrika, Asien, Lateinamerika und der arabischen Welt.**

**Dorothy Tse, geboren 1977, gehört zu den wichtigsten literarischen Stimmen Hongkongs. Sie schreibt auf Chinesisch, ihre Erzählungsbände wurden auch in englischer Übersetzung veröffentlicht. Sie erhielt dafür u. a. den Hong Kong Biennial Award for Chinese Literature und den Taiwan's Unitas New Fiction Writers' Award. Tse ist Mitbegründerin des Hongkonger Literaturmagazins *Fleurs des Lettres*. Ihr hier vorliegender Debütroman stand auf der Shortlist der Taipei International Exhibition (TiBE) Book Prizes. Dorothy Tse unterrichtet an der Hong Kong Baptist University.**

**Marc Hermann studierte Germanistik, Philosophie und Sinologie in Kiel, Shanghai und Bonn. Derzeit arbeitet er als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung für Sinologie der Universität Bonn. Er hat zahlreiche Werke von Autoren der modernen und zeitgenössischen chinesischen Literatur übersetzt (darunter Alai, Bi Feiyu, Su Tong, Yan Lianke), zuletzt v.a. Science-Fiction (u.a. Cixin Liu).**

五

# **Dorothy Tse**

**Mann im Anzug mit Ballerina**

**Roman**

**Aus dem Chinesischen  
von Marc Hermann**

**Mit einem Nachwort der Autorin**

**Büchergilde Gutenberg**



## 0

Liebe macht blind, sagt das Sprichwort. Im Fall von Professor Q wäre es allerdings treffender zu sagen: Die Liebe veränderte seine Art, die Dinge zu sehen.

Als der Professor an diesem Winternachmittag mit von der klebrigen Luft schwerem Schädel gewohnheitsmäßig durch das schmale, mit einem Scherenschnitt aus rostfreiem Stahl geschmückte Fenster seiner Wohnung hinausblickte, sah er weder das Meer noch die unzähligen glasartigen Splitter, in die das rasiermesserscharfe Sonnenlicht das Wasser zerstückelt hatte. Er sah weder die farbenprächtigen, kriegerisch anmutenden Schiffe, die beständig in der Bucht vor Anker lagen, noch die mechanischen Arme, mit denen sie sich in den Meeresgrund gruben. Stattdessen sah er, wie die Stadt, in der er nun schon seit so vielen Jahren lebte, zu einem Kopf aufquoll, der sich ihm langsam zuwandte und ihm sein anderes Gesicht zeigte.

Anfangs nahm er das Gesicht gar nicht wahr. Stattdessen kreisten seine Gedanken um eine fünfstellige Nummer, bei der ihm vage dämmerte, dass sie mit einem alten Freund verknüpft war. Einst waren sie beide unzertrennlich gewesen, doch mit der Zeit schien der Freund zu einem kümmerlichen, dunklen Schemen verblasst, einer Kakerlake, die sich mit zaghafte geschwenkten Fühlern in einem Winkel seines Gedächtnisses verkrochen hatte.

Professor Q streckte einen Finger aus und tippte vorsichtig die Nummer in sein Smartphone. Seine Hand war so angespannt, als öffnete er einen Safe – oder vielmehr: als zündete er einen Sprengsatz. Eigentlich konnte das gar keine Telefonnummer sein, ging es



ihm durch den Kopf, und wenn doch, so war sie längst nicht mehr gültig, denn sie war drei Ziffern kürzer als die inzwischen üblichen Nummern in Nevers. Doch als er schließlich auf die Wähltaste drückte, hörte er mit heftig pochendem Herzen das Freizeichen ertönen.

»Hast du dich zu guter Letzt doch noch an mich erinnert?«

Ein Gelächter drang aus der Leitung. Die Stimme klang so fern, so schattenhaft und hallig, als käme sie aus einer feuchten Grotte. Mit dem Lachen drehte sich ihm ein Gesicht zu. Er sah einen Strubbelkopf mit schmalen Augen, scharf wie die eines Vogels, und einem Mund, der sich zu einem Grinsen verzerrte. War das nicht Owlisch, der komische Kauz, der wie eine Kreuzung aus Kater und Eule aussah? Wie ist es nur möglich, dass ich ihn so lange vergessen habe?

»Na ja, ich habe da ein Problem.«

Professor Q merkte, dass seine Stimme geradezu fröhlich klang. Nun, da sein alter Freund wieder aufgetaucht war, würde sich seine Lage bestimmt zum Besseren wenden. Auch wenn er sich im Alter von fünfzig Jahren zum ersten Mal in eine außereheliche Affäre verstrickt hatte, erschien ihm seine Situation auf einmal nicht mehr so fatal. War es nicht ein Grund zum Feiern, dass sich in seinem tristen Leben etwas derart Unvorhergesehenes ereignet hatte, das ihm so reichlich Stoff zum Erzählen bot? Prompt breitete er sich vor dem Freund am Telefon über seine herbstliche Romanze aus. Owlisch quittierte seine Erzählung mit einem Glucksen, ehe er ihm Wege aufzeigte, auf die der Professor nie gekommen wäre.

»Was du jetzt brauchst, ist ein Liebesnest.«

Ein Liebesnest? Owlischs Worte nahmen in Professor Qs Kopf die Gestalt einer Karte an – einer Karte, die den vertrauten Linien und Konturen von Nevers täuschend ähnlich sah, und doch trugen viele der darauf verzeichneten Viertel und Straßen Namen, von denen er noch nie gehört hatte. Wenn er an Nevers dachte, kamen ihm Beton, verstaubte Glasscheiben und der Geruch von Geldscheinen

in den Sinn, doch der Ort, den Owlisch beschrieb, beschwor Bilder vom Ozean, von feuchtem Tuch und den Duft von Moos herauf.

In der Hand sein Smartphone, blickte Professor Q hinaus auf das von einem dunkelgrünen Vorhang halb verhüllte Meer. Das Gesicht seines Freundes verschwamm wieder, und stattdessen stach ihm auf einmal das vom Wasser reflektierte Sonnenlicht so scharf in die Augen, dass er sie unwillkürlich zusammenkniff.

»Das ist dein Ort. Dort hast du endlich einen Platz für all die Geheimnisse, die du jahrelang gehütet hast. Nicht nur deine Geliebte, alles, was du vor den anderen verbergen musst, kannst du dorthin schmuggeln.«

Doch als Professor Q die Adresse, die Owlisch ihm gab, vor sich hin murmelte, schienen ihm die Wörter aus einer fremden Sprache zu stammen. In seinem Kopf hallte nichts als eine Aneinanderreihung sinnloser Laute wider. Er nahm einen Kugelschreiber, dessen Kappe verschwunden war, aus dem Stifthalter und notierte die Laute hastig auf einer Armbanduhrenreklame, die in einer Zeitschrift für Innenarchitektur abgedruckt war. Erst als er das Gespräch schon beendet hatte, merkte er, dass der Kugelschreiber eingetrocknet war und keine Tinte auf dem Papier hinterlassen hatte. Doch er hatte den Stift mit so viel Schwung niedergedrückt, dass die Rillen auf der anderen Seite des glänzenden Papiers wie ein Relief hervortraten. Als er mit seinen schwielligen Fingern über diese Konturen strich, durchzuckte ihn ein erotischer Schauer.

## 1

Im Rückblick betrachtet, hatte alles an Professor Qs fünfzigstem Geburtstag angefangen. Er war über einen Antiquitätenmarkt auf Valeria Island geschlendert, als auf einmal ein merkwürdiger, vogelartiger Ausdruck über sein Gesicht gehuscht war, von dem seine Begleiter keine Notiz nahmen. Seine Hände wurden feucht, und er erbebt leise am ganzen Körper.

Das welke frühherbstliche Laub hatte sich schon unmerklich zusammengerollt. Professor Q und seine Begleiter – auch sie nicht mehr die Jüngsten – hatten sich getroffen, um nach Muscheln zu graben, und waren soeben, im Haar noch den Geruch von Salz, in ihren undefinierbaren Anoraks vom Meer zurückgekehrt. In den letzten Jahren hatten sie sich wenigstens einmal im Monat zu einem Ausflug verabredet: zu einer Wanderung in den sich auf und ab schlängelnden Bergketten von Nevers, zu einem Spaziergang an der gewundenen Küste oder wie an diesem Tag zu einer Spritztour zu einer der kleinen vorgelagerten Inseln. Kaum war ihr Boot auf das Meer hinausgefahren, hatte der Wind, der ihnen ins Gesicht blies, sie eingehüllt, wie Nebel eine Landschaft umhüllt, und sie aus dem Gedächtnis der Stadt ausgelöscht. Als dann die schmutzige Gischt des Ozeans sie wieder ans Ufer zurückspülte, erblickten sie an den Fassaden der mächtig aufragenden Wolkenkratzer, in den glitzernden Spiegelscheiben, ihre in einem unübersehbaren Verfall begriffenen Leiber. Doch anstatt sich von dem Anblick der alternenden Gestalten, die sich da langsam von der anderen Seite des Glases her näherten, erschrecken zu lassen, fühlten sie sich seltsam getröstet – so als wären sie Kapitäne, die kurz davor standen, ihre Mission zu erfüllen. Nicht mehr lange, und sie hätten ihr Leben sicher ans jenseitige Ufer gebracht.

Die meisten von ihnen lebten schon seit ihrer Geburt in dieser Küstenstadt namens Nevers südlich von Shana. Die Stadt war vom Valerischen Empire gegründet und über hundert Jahre lang regiert worden, doch nun schien ihre Glanzzeit bereits hinter ihr zu liegen. Ihre Wolkenkratzer stachen in den Himmel wie Mordwaffen, und bei der Lightshow, die allabendlich zur selben Uhrzeit auf beiden Seiten von Valeria Harbour einsetzte, strichen die Laserstrahlen wie sichtbar gewordene Maschinengewehrsalven über das gegenüberliegende Ufer und blendeten die Passanten. Doch wenn die Gruppe an den Wolkenkratzern auf der Westseite von Valeria Island vorüberging und das labyrinthartige Gassengewirr dahinter

betrat, stieß sie noch immer auf Läden, die älter waren als sie selbst. In den Schaufenstern der schmalen Häuserfassaden standen Särge aus Tannenholz oder Stapel von Schaukelstühlen und Körben aus Bambus, und hinter den dunkel getönten geschlossenen Fenstern der Wohnungen, die in den oberen Stockwerken über die Ladenarkaden ragten, glaubte man mitunter einen vorbeihuschenden Schemen zu erhaschen, doch das waren nur treibende Wolken, die sich auf dem Glas widerspiegelten.

Nachdem die blonden, grünäugigen Kolonisatoren die zentrale Region von Valeria Island in Besitz genommen hatten, bauten sie eine Straße, die sie nach ihrer Kaiserin benannten, und zu beiden Seiten errichteten sie Kasernen, Opiumlager, Tanzlokale und Bars. Die Shanesen vom Festland, die mit nichts als den wenigen Habseligkeiten, die sie tragen konnten, vor den Kriegswirren hierher flüchteten, siedelten sich im Westen der Insel an, in hastig zusammengestoppelten, stickigen Ladenlokalen mit allenfalls zwei oder drei Stockwerken. Im Erdgeschoss hielten die Besitzer Tiere und trieben Handel, während sie die oberen Stockwerke mit Bretterwänden in kleine Verschläge aufteilten und vermieteten. In den Häusern war es so düster und heiß, dass manche Bewohner ihre Küchen kurzerhand nach draußen verlegten, wo sie sich an die Straße hockten, um zu kochen und ihr Essen an die Passanten zu verkaufen. Manchmal, wenn sich die Wege der Reisbreiverkäufer mit denen der Fäkaliensammler kreuzten, schwappten die klebrigen Flüssigkeiten aus den Eimern über, die an den Tragstangen auf ihren Schultern baumelten, und schwängerten die Gassen mit einem dubiosen Geruch. Im März oder April, wenn es in einem fort regnete und im Verborgenen neues Leben gedieh, begannen bei vielen Immigranten vom Festland, die sich nicht an das hiesige Klima gewöhnen konnten, die Zwischenräume zwischen den Zehen zu eitern und unerträglich zu jucken, und sobald sie ihre Schuhe auszogen, stieg ihnen ein heftiger Gestank in die Nase, der ihnen selbst einen Schreck einjagte.

Die meisten Flüchtlinge zweifelten nicht daran, dass sie eines Tages die von den Valeriern verwaltete Stadt verlassen und in ihre Heimat zurückkehren würden. Doch dann errang die diktatorische Vorhutpartei die Herrschaft über das shanesische Festland, und mit der Gründung der Vorhutrepublik wurden die Grenzen geschlossen. Die Flüchtlinge sahen, wie ihre Kinder geboren wurden – immer neue Kinder, die schon bald in den Gassen umhertollten. Manchmal schrien die Eltern ihnen hinterher und jagten sie mit ihren Federwischen; dann wieder rührten sie sich nicht vom Fleck und blickten den umherrennenden Kindern nur nach, während diese die Ausländer imitierten und lauter absonderliche, unverständliche Laute von sich gaben. Die Flüchtlinge sahen zu dem in der Ferne wogenden Meer und fragten sich, wann sich all das Wasser in Beton verwandelt hatte. Der ursprüngliche Küstenverlauf von Valeria Island war verschwunden, und der kleine Flecken Land hatte sich immer weiter ausgebreitet und war nun von einer Bahnlinie überspannt. Bei diesem Anblick beschlich die Flüchtlinge das Gefühl, dass sie selbst und die Stadt, in der sie nun schon so lange lebten, sich von handfesten Wesenheiten zu imaginären Schatten verflüchtigt hatten.

Die Männer und Frauen, die in diesem Moment gemeinsam mit Professor Q so gemütlich über die Insel spazierten, waren alle Immigranten der zweiten Generation. Erfüllt von kleinbürgerlichen Sentiments, waren sie in der Hochphase der städtischen Entwicklung aufgewachsen und einen beständigen Konkurrenzkampf gewohnt; und weil sie schließlich als Sieger aus diesen Kämpfen hervorgegangen waren, strotzten sie nun vor Selbstbewusstsein. In all den langen Jahren waren sie nie in die Heimat ihrer Vorfahren zurückgekehrt, nach Shana, das sich inzwischen den Sozialismus auf die Fahnen geschrieben hatte. Umso reichlicher bedachten sie ihre Eltern mit ihrem Geld, damit diese ein Geschenkpaket nach dem anderen an die Verwandten in der alten Heimat schicken konnten. Sie fühlten sich keiner Nation zugehörig und glaubten an keinen

Sprachpurismus. Mit ihren Freunden plauderten sie im lokalen südländischen Dialekt, während sie ihre private Korrespondenz in einer Mischung aus Südländisch und Shanesisch führten und sich mit ihren Eltern im Dialekt ihrer jeweiligen Heimat unterhielten. Dienstliche Schreiben dagegen verfassten sie als Angehörige der hiesigen Elite auf Valerisch, und in der Öffentlichkeit zeigten sie sich gern mit einer wichtigtuertisch aufgeschlagenen valerischsprachigen und nicht etwa südländischen Zeitung.

Und Professor Q? Niemand von ihnen wusste etwas über seine Vergangenheit. Er war einfach als Marias Ehemann in ihrem Kreis aufgetaucht: ein kleiner Mann mit leicht gelocktem Haar, das er auf provinziell anmutende Weise mittig gescheitelt trug, und einer derart dunklen, erdbraunen Hautfarbe, dass sie aus manchen Winkeln beinahe so bläulich wirkte wie die der Arbeiter, die aus dem noch tieferen Süden kamen und zur Unterschicht von Nevers gehörten; doch in einem anderen Licht wiederum sah er aus wie einer der westlichen Kolonialherren. Noch mehr jedoch verwirrte er seine Freunde damit, dass er nicht nur fließend Südländisch und Valerisch sprach, sondern auch viele andere Sprachen beherrschte, von denen sie noch nie gehört hatten. Fragte ihn jemand, in welchem Ort oder Land er geboren war, so beschränkte er sich darauf zu lächeln oder antwortete mit einem shanesischen Sprichwort: »Wer mit den Hunden essen will, muss mit den Hunden bellen.«

Sie folgten der steilen Straße, die sich den Hang hinaufschlängelte. Von hier oben aus konnte man auf die gesamte Halbinsel hinabblicken, die mit dem shanesischen Festland verbunden war. Es war nicht schwer zu verstehen, warum die Kolonialherren damals diesen Ort trotz seiner schwer zugänglichen Lage zu ihrem strategischen Stützpunkt erkoren hatten. Vor zehn Jahren jedoch hatte das im Niedergang begriffene Valerische Empire Nevers wie ein Geschenk an die Vorhutrepublik zurückgegeben, die sich auf der internationalen Bühne zusehends ins Rampenlicht drängte. Weil sie dem neuen Regime nicht trauten, hatten viele aus der Grup-

pe Nevers den Rücken gekehrt. Doch nur wenige Jahre vergingen, und sie waren alle wieder heimgekommen – einige ohne Partner oder Partnerin, andere mit grauerem, lichterem Haar, die Gesichter gezeichnet, als wären Schmetterlinge darüber hinweggeflogen und hätten bleibende Schatten darauf hinterlassen. Wenn sie sich nun zum Essen trafen, lachten sie immer noch so schallend wie früher und zeigten ihre gelben, lückenhaften Zahnreihen, und sie bestellten immer noch so großtuerisch wie Neureiche, doch sie aßen immer weniger, sodass ihre Zusammenkünfte regelmäßig damit endeten, dass auf den üppigen Speiseresten, dem aufgerissenen fleischigen Fischkadaver und der halbvollen Schüssel erkalteter Suppe, eine weiße Schicht Fett geronnen war.

Die Gruppe erörterte den Bau all der gläsernen neuen Einkaufspaläste und Wohnhäuser, glitzernder und schmaler denn je, die in nur wenigen Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen waren. Die labyrinthischen Gassen waren inzwischen von neugierigen Touristen aus dem Norden bevölkert, die ihre unförmigen Lederkoffer hinter sich herzogen – von Leuten also, die sie früher als arme Schlucker vom Land verachtet hatten. Nun jedoch waren die Taschen der Festländer mit Bündeln von Geldscheinen vollgestopft. Nicht wenige der Luxushotels, die noch aus einer Zeit stammten, als man mit »kolonialem Flair« europäische Gäste anlocken wollte, hatten bereits Servicekräfte eingestellt, die Nordländisch sprachen, so erzählte Professor Q seinen Freunden. Die Neureichen vom Festland wurden in den Penthouse-Suiten einquartiert, wo sich auf Knopfdruck die Vorhänge zu beiden Seiten aufteilten und die bodentiefen Fenster den Blick auf eine Stadt freigaben, deren muskulöser Leib aus Beton noch immer wie entfesselt weiterwucherte.

Nicht bemerkt hatte die Gruppe dagegen die Heerscharen von festländischen Touristen, die mit Bussen in die neu errichteten Viertel von Nevers gekarrt wurden, wo man sie wie Fließbandware in hastig aus dem Boden gestampfte Protzbauten verfrachtete, die wie bizarre Raumstationen aussahen. Diese für die Touristen zu-

sammengewürfelten Kulissen mit ihren Böden aus Marmorimitat und ihren golden glitzernden, abgehängten Decken verfielen in nur wenigen Jahren, und ihr Anstrich wurde stockfleckig und blätterte ab; hin und wieder konnte man in der Zeitung, versteckt in einem Winkel der Nachrichten, einen Bericht über einen schlamppig gebauten Fahrstuhl lesen, der plötzlich abgestürzt war und eine Handvoll Touristen mit sich in die schwarze Tiefe gerissen hatte. Auch als die große Brücke über die Grenze gebaut wurde, verloren einige Arbeiter den Halt und stürzten ins Meer. Doch diese Tode vollzogen sich lautlos – anders als bei den neuen Immigranten vom Festland, die immer mal wieder von den Dächern sprangen und bei ihrem Aufprall ein entsetzliches Getöse verursachten, auf das hin die Straßenfeger herbeieilen und Überstunden machen mussten, um das Blut und die Hirnmasse vom Beton zu wischen.

Valeria Island, also das Gebiet, das die einstigen Kolonialherren zuerst erschlossen und zu ihrem internationalen Handelsstützpunkt ausgebaut hatten, wurde noch immer vornehmlich von den grün- oder blauäugigen, goldblonden Ausländern mit den so selbstsicheren Mienen bewohnt. All die nobelsten, altehrwürdigsten Restaurants waren hier versammelt, und auch die ganz eigene Atmosphäre von Arroganz, Luxus und Müßiggang hatte die Zeiten überdauert. Die alternden Wanderer passierten eine am Hang erbaute Ansammlung von Villen, deren sanfte, verschwommene Fenster sich hinter grimmigen, scharfkantigen schwarzen Eisentoren verschanzten. Als sie den Hang weiter hinabschlenderten, hörten sie Jazzmusik, die schwerelos in der Luft trieb, und sahen auf beiden Seiten der Straße tokelnde, beschwipste Ausländer.

Während sie leise auf Südländisch weiterschertzten und -plauderten, spazierten sie dicht an den Ausländern vorbei, als wären sie alle nur unbeschwerte Touristen, die mit dieser Stadt nichts verband. Professor Q jedoch schien von einem Zauber verhext und nicht mehr bei klarem Verstand zu sein; während ihm die Ohren wie von einer Orgel brausten, umtänzelt ihn die roten Lippen der fremd-



ländischen Frauen in der Luft, und ihre Busen wogten vor ihm im abendlichen Dämmerlicht.

Die Ausflügler kehrten schließlich in einem kleinen Restaurant ein, das auf Schlangenfleisch spezialisiert war. Sie setzten sich an einen uralten achteckigen Holztisch und labten sich an Entenleberwürsten und einer sämigen Schlangensuppe, über die Chrysanthemenblütenblätter gestreut waren. Während sich in ihren Mündern das zerfließende Fett ausbreitete, prallte ihr Gelächter wie ein durcheinanderschwirrender Taubenschwarm von den Wänden zurück. Professor Q jedoch fühlte, wie ihm schwarz vor Augen wurde und in seinem Mund ein bitterer Geschmack überhandnahm.

Am nächsten Tag musste er mit hohem Fieber das Bett hüten. Er war so heiser, dass er seine Frau Maria bitten musste, bei der Universität anzurufen und ihn krankzumelden. Am Abend, als er, noch immer wie benebelt, von ihr in eine nahe Arztpraxis gebracht worden war, hatte er das beängstigende Gefühl, die Sofas im Wartezimmer wären vor Kälte grün angelaufen. Der Gestank nach Desinfektionsmitteln stach ihm in die Nase, während hinter einer Glasscheibe junge Arzthelferinnen mit blitzenden Wimpern zu kichern angingen.

Endlich wurde er ins Behandlungszimmer geführt. Ein Arzt befahl ihm, sich die Brust freizumachen und sich in einen Ledersessel zu legen. Sein Körper schien sich in etwas Willenloses, Weibliches zu verwandeln, während der Mediziner ihn mit seinem eiskalten Stethoskop wie mit einer wollüstigen Schlange bis in die intimsten faltigen Winkel seiner Haut hinein ausforschte. Aufgeschreckt blickte der Professor den Arzt an, und auf einmal hellte sich sein Blick auf: Er erkannte David, der schon vor vielen Jahren als vorzeitig gealterter, halbkahler junger Mann von seinem Studium in Valeria zurückgekehrt war. Routinemäßig drückte der Arzt mit einem Stäbchen die dicke, gerötete Zunge seines Patienten herunter und betrachtete mit einer kleinen Taschenlampe das weiß gesprenkelte Gaumenzäpfchen.

»Der Rachenraum ist ein wenig entzündet«, erklärte er.

Seit der Professor in Nevers lebte, führte irgendein Giftstoff in der Luft, an den er sich nicht gewöhnen konnte, dazu, dass er jeden Herbst mit entzündetem Hals Davids Praxis aufsuchen musste. Bei dem Gedanken daran fiel die Angst von ihm ab – der Arzt konnte mit seinen Instrumenten nur die oberflächlichste Schicht der Wirklichkeit erfassen.

Wie immer verschrieb David ihm zwei Fläschchen mit einer roten Arznei, die er morgens, mittags und abends einnehmen sollte. Als er wieder daheim war, bestand Maria darauf, dass er vor der ersten Einnahme einen Haferbrei mit Honig aß. Dabei legte sie ihm die Hand auf die Stirn wie eine Priesterin, die ihm den Segen spendete, und murmelte: »Wer weiß, ob eine üble Brise vom Meer daran schuld ist oder die Schlangensuppe.«

## 2

Zwei Tage später war das Fieber abgeklungen, und Professor Q war wieder an die Lone Boat University im Green Moss District im Norden von Nevers zurückgekehrt. Wie üblich saß er in seinem maßgefertigten ergonomischen Bürostuhl, während aus den beiden Highend-Lautsprechern auf seinem Schreibtisch Bachs »Air« erklang. Wenn er Hausaufgaben korrigierte, pflegte er seit jeher klassische Musik zu hören – andernfalls hätte er in einem fort vor sich hingebrommt, was für Analphabeten seine Studenten doch seien, und darüber auch sich selbst verspottet, der er in dieser provinziellen Stadt ohne Niveau und Kultur als Pauker geendet war. Endlich, nachdem er schon den ganzen Vormittag gearbeitet hatte, ließ er die Maus los und legte die ineinander verschränkten Hände auf seinen vorstehenden Bauch, und prompt nahm das Bild an der Wand einmal mehr seine Aufmerksamkeit gefangen.

Es steckte in einem goldenen Rahmen, den er erst vor kurzem eigens dafür hatte anfertigen lassen, und zeigte eine aufrechte, sche-

menhafte Gestalt – dem Anschein nach ein Mann in einem Anzug. Daneben stand – auf Zehenspitzen und die Arme vor der Taille verschränkt – eine üppige, gänzlich nackte Ballerina, über deren Geschlecht der Professor freilich zu keinem abschließenden Urteil gekommen war, denn sie oder er hatte zwar volle Brüste, aber auch einen muskulösen Körper, und zwischen den Beinen ragte eine lange, fleischige Rute empor, deren Ende an den schwächlichen Schemen stieß – ob zum Angriff oder im Geschlechtsakt, ließ sich unmöglich sagen.

Die Bürowände waren in einem nichtssagenden Weiß gestrichen. In Qs Rücken standen in zwei stählernen Bücherregalen fein säuberlich aneinandergereiht diverse valerische Wörterbücher, über zwanzig alljährlich erscheinende Kurzgeschichtenanthologien aus demselben Verlag und einige Einführungen in die Literaturkritik. Von Pflanzen oder privaten Fotos hatte der Professor seinen Arbeitsplatz bewusst freigehalten, um ihm eine Aura asketischer Strenge zu verleihen – die nun freilich von dem Gemälde, das er vor sich aufgehängt hatte, konterkariert wurde.

Jemand hatte das Bild in einer Dokumentenmappe mit dem Siegel der Lone Boat University an sein Büro geschickt. Auf dem Umschlag war weder Name noch Rücksendeadresse angegeben, und die Handschrift konnte er nicht zuordnen. Das Bild jedoch kam ihm vage bekannt vor, so als kratzte es an einer vergessenen Erinnerung. Irgendetwas daran fühlte sich so vertraut an, dass er es hatte aufhängen müssen; an der Technik oder dem Sujet lag es jedenfalls nicht.

Als er das Gemälde nun von neuem in Augenschein nahm, überkam ihn die Empfindung, dass die beiden Figuren nicht etwa ruhten, sondern eine fortwährende Bewegung vollzogen, mit der sie ihm irgendeine Botschaft übermitteln wollten. Ihr Rhythmus riss ihn, ja seine ganze Welt mit sich. Ohne dass ihn deshalb geschwindelt hätte, fühlte er doch ganz zweifelsfrei, wie sein Büro schwankte. Er schaltete die Musik aus, und der Raum erbebte, als wäre er

schwerelos. Der Professor umklammerte die Armlehnen und holte tief Luft. In der Ferne hallten ein paar leise Laute nach.

Als er sich dem Fenster zuwandte, das nach Süden ging, erblickte er nicht sofort die Außenwelt, sondern sah sich mit den ausdruckslosen Lamellen seiner Jalousie konfrontiert, die so aschgrau und reinlich war, wie man es von einer Bürojalousie erwartete. Weil ihm fremde Blicke, die in seine Privatsphäre eindrangten, zuwider waren, pflegte er die Jalousie stets herunterzulassen. Nun jedoch trat er ans Fenster und schob zwei Finger zwischen die Lamellen, sodass sich ein schmaler Spalt auf tat, durch den er die Sonne auf den Blättern funkeln sah und in der Ferne die Berge. Und auch die Augen sah er.

Schon vorher war ihm bewusst gewesen, dass sein gravierendstes Krankheitssymptom noch nicht verschwunden war. Die Augen – er sah noch immer ihre Augen mit den schillernden Farben, die sich so unaufhörlich wandelten wie ein fließender Fluss im Wechselspiel von Licht und Schatten. Mit diesen Augen hatte sie ihn, als er über den Antiquitätenmarkt auf Valeria Island geschlendert war, ungehört durch das Schaufenster fixiert.

Er hatte sich gewundert, dass nur er sie zu bemerken schien – wie hatten die anderen sie, die so bleich und splinternackt war, nur übersehen können? Die Arme um die Knie geschlungen, saß sie wie zu einem Ball zusammengerollt da, doch ihre wächserne, durchscheinende Haut verlieh ihr etwas Leuchtendes. So hatte sie dort im Schaufenster gekauert, als wäre sie nur eine vergessene alte Kuriosität mehr unter all den Kristalllüstern, altmodischen Wanduhren, protzigen Plastikperlenketten, bunt dekorierten Glaspokalen und Stapeln von Brillengestellen mit zerkratzten oder fehlenden Gläsern. Sie verharrte vollkommen regungslos, doch ihr Gesicht lugte zwischen ihren Beinen hindurch, die Augen unverwandt auf den Professor geheftet.

Er versuchte, ihren Blick zu meiden, doch sie verweilte beständig in seinem Sichtfeld. Ungeheuer lebendig und nah wirkte sie, wie eine optische Täuschung, erschaffen von einem Stereoskop, und

doch war er außerstande, sie wirklich zu sehen. War das Haar, das sie zu einem so eleganten Knoten auf dem Hinterkopf zusammengerollt trug, goldbraun oder schokoladenfarben? Ihre Haut jedenfalls war bleich, fast leichenblass, doch ihren Augen schien nichts zu entgehen, als erfasste sie mit einem Blick ein 360-Grad-Panorama der Welt.

Professor Q zog seine Finger zwischen den Lamellen hervor und schloss die Augen. Er beschloss, einen kleinen Spaziergang zu machen, um seinem Körper nach den zwei Ruhetagen ein wenig Bewegung zu verschaffen.

### 3

Die Lone Boat University lag auf einem kleinen Berg im Green Moss District. Dieses Viertel war erst recht spät erschlossen worden, und obwohl hier in den letzten Jahren viele neue Gebäude errichtet worden waren, konnte man, wenn man von der Straße, die zu der Universität hinaufführte, über Cloudy Harbour auf die Berge am gegenüberliegenden Ufer blickte, der Illusion verfallen, man befände sich in der Idylle eines klassischen shanesischen Landschaftsgedichts. Das graue Gebäude, in dem Professor Q arbeitete, lag auf halber Höhe des Berges. Ging man die Straße ein kleines Stück weiter bergauf, gelangte man zu einem Grashang mit einer alten, nunmehr verwaisten Kupferglocke, die früher jeden Mittag um Punkt zwölf Uhr geschlagen hatte – ein Geschenk, mit dem die valerische Kolonialregierung anlässlich der Universitätsgründung ihre Unterstützung der traditionellen shanesischen Gelehrsamkeit hatte ausdrücken wollen. Der altehrwürdige, ein wenig steif wirkende Herr daneben, auch er aus Kupfer gegossen, war der Ahnherr der vor einigen Jahrzehnten gegründeten Universität, ein großer klassischer Gelehrter aus dem Süden. Seine Haltung deutete eine Verbeugung an, die Hände vor der Brust respektvoll zum Gruß aneinandergelegt, doch seine rechte Braue und sein rechter Mund-